

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 2

Artikel: Dödelis hohe Zeit und Heimschaffung [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

12. Januar

□ □ Schneewolken. □ □

Don Jakob Bofhart.

Am Himmel kein Blau und kein Sonnenstrahl,
Nur Wolken, die grau in die Täler hangen,
Als brächten sie Leid uns und Sorgen und Qual:
Saft möchte der Brust bei dem Anblick bangen.

Ein Wandel in Lüften, kaum fühlbar ein Zug,
Und leis auf kristallinen Flügeln zur Erde
Schwebt flocke um flocke in schaukelndem Flug,
Daß blendend dem Acker ein Winterkleid werde.

Da ringt sich in mir eine Freude los
Und möchte von Herzen zu Herzen schallen:
Daß selbst aus der finstersten Wolke Schoß
Solch göttliche Reinheit kann niederfallen.

Schon manchen kannst' ich, bei dem mir war,
Als müßt' alles Gute im Herzen stocken,
Es traf ihn ein Hauch nur, und rein und klar
Sind niedergefallen die himmlischen Flocken.

≡ Dödelis hohe Zeit und Heimtschaffung. ≡

Don Jakob Bofhart.

2

Der Sigrift hielt seine Sache fast für gewonnen. Er wandte sich freundlich zum Trötteli und befahl ihm: „Allamarsch!“ Die Magd war ihm jetzt zweihundert Franken wert; das ließ die bessere Seite seines Wesens obenauf schwingen.

Im Eifer vergaß er, die Tür hinter sich ins Schloß zu ziehen und man hörte ihn in der Gaststube mit schallender Stimme sagen: „Trau dem dort nicht, du gutes Ding; das ist ein Marder, der fräße gern alle einfältigen Sühner im Dorf! Allamarsch!“

Der Präsident zog die Türe zu und fragte: „Was meint ihr nun, ihr Mannen?“

Die Armenpfleger schauten unschlüssig vor sich hin; sie wußten nicht, wie sie den Ausdruck des Präsidenten deuten sollten. War es wirklich seine Meinung, dem Sigriften eine Magd und obendrein zweihundert Franken jedes Jahr von Gemeinds wegen zu schenken? Oder hatte er wieder einen seiner Schleichwege im Sinn? Da keiner sich zum Reden entschloß, legte sich eine große Verlegenheit über das Stübchen, bis der Präsident sich nach einiger Zeit bemerkbar machte. Er hüftelte ein paarmal, rutschte auf seinem Stuhl hin und her, setzte zum Sprechen an und hüftelte und rutschte wieder. Solches Benehmen war seinen Amtsbrüdern wohl bekannt; sie wußten nun, daß er den Sigriften auf der Geiß heimtschiden wollte, wie man sagt, freilich aber auch, daß er etwas ausgeheckt hatte, das

nicht ganz ohne Bedenken und Scheu auszusprechen war. Endlich deckte er seine Gedanken ab, bedächtig, wie er Tag spielte:

„Das Dödeli Schudel ist beim Sigriften gut und wohl versorgt; an Essen und Tranksame spart er nicht an ihm, und wenn er es zur Kirche schickt und ihm sonst auf die Eijen geht, so soll ihm das angerechnet werden, wie's recht und billig ist. Aber . . .“ Er haspelte das Wort wie aus dem Magen herauf und sah in einer bedeutamen Pause der Reihe nach alle Armenpfleger an. Sie nickten ihm alle verständnisvoll zu.

„Aber . . . zweihundert Franken ist Geld; noch einmal so viel und er könnte sein Gewerbelein verzinsen. Nicht, daß ich es ihm nicht gönnte, versteht sich! Hätte das Dödeli keine Hände und Füße, so wollt' ich auch nicht dawider geredet haben; aber ich habe sie auch schon auf dem Feld gesehen und auf der Wiese und im Rebberg, und als mein Nachbar, der Schuhmacher Nöggeli, beerdigt wurde, hat sie fast ganz allein das Grab gegraben. Sie hat Schaufeln heraufgelüpft, denen ich selber mit einem Fluch hätte nachhelfen müssen.“ Er hielt wieder inne, ließ den Blick um den Tisch gehen und wieder nickten die Amtsbrüder ihm zu.

„Wär's nur für ein Jahr, ich würde nicht sagen nein; aber überlegt einmal, ihr Mannen; Jahr für Jahr,

sie ist jetzt zwanzig und kann siebzig, achtzig werden! Das zählt sich; das ist eine Servitut!“

Ein unwillkürliches Brummen ging um den Tisch; das Wort Servitut hört kein Bauer gern.

„Und wenn sie einen Fehltritt tut, was dann? Wie der Fasel aussehen würde, sieht man am Modell. Der Sigrift hat ja freilich ein Auge auf sie; aber da fällt mir gerade etwas Spassiges ein; es ist vielleicht am Platz, daß ich's erzähle. Einmal an einem Sonntagnachmittag hütete ich die Kirschen hinten im Bungert. Kommen da ein paar Lausbuben gelaufen, in der Tobelwiese hockte das halbe Oberdorf auf meinen Kirschbäumen. Ich wie 's Biesewetter in die Tobelwiese hinunter. Kein Bein zu sehen, versteht sich. Aber unterdessen hatten mir die Sakermenter im Bungert den letzten Stiel von den Ästen gerupft. Das zum Exempel! Man kann die Augen nicht an allen Orten haben, ich nicht und der Sigrift nicht!“

Sie stimmten ihm bei und er fuhr fort: „Nun ist mir ein Mittelchen eingefallen, das helfen könnte. Ich will es euch nicht aufschwätzen; es spricht manches dafür und manches dagegen; kauft man eine Kuh, so kauft man auch ihre Fehler! Fürs erste müßten wir die Hand tief in den Sack stecken; das ist der Haken; aber . . . dann hätten wir Ruh für immer.“

Die andern sahen ihn fragend an; er hüstelte zwei-, dreimal, rutschte hin und her, so daß der Stuhl ächzte, und sprach dann sein Mittelchen gleichgültig, wie etwas Selbstverständliches aus: „Wir müssen der Dorothea Schudel einen Mann geben, einen Auswärtigen, versteht sich.“

Die andern stutzten einen Augenblick und arbeiteten in ihren Köpfen. Dann ging es wie eine Erleuchtung über ihre Gesichter. Keiner, der nicht in diesem Augenblicke vor der Ueberlegenheit des Präsidenten den Hut gezogen hätte.

Nur der Lehrer und Schreiber schienen nicht zu begreifen. Er hatte während der Sitzung sich nie in die Beratung gemischt, teils weil er dazu nicht berufen war, teils weil ihm, als einem in der Stadt und fast ohne Fühlung mit einem Gemeindeleben Aufgewachsenen, all das Her und Hin und Hintenherum fremd war. Bei dem Vorschlag des Präsidenten war aber ein Schreck über ihn gekommen. War es Scherz oder Ernst, was da dem angesehensten Manne des Dorfes über die Lippen kam? Er warf ohne lange Ueberlegung und heftig die Worte in die Beratung: „Ich verstehe so etwas nicht.“

Einer der Pfleger meinte ihn aufklären zu müssen: „Sie wird durch die Heirat Bürgerin der andern Gemeinde.“

„Sie ist ja eine halbe Idiotin,“ rief der Lehrer; „die verheiratet man doch nicht! Da käme ja zum Uebel das Elend!“

Der Präsident hüstelte und erwiderte etwas scharf: „Sie verstehen das jetzt noch nicht, junger Mann; sind Sie einmal etwas länger unter uns, so werden Sie wissen, daß die Gemeinde arm ist, kein Gemeindegut und kein Armengut besitzt. Man muß sich wehren, wie man kann; wir tun's ja nicht für uns, sondern für das Allgemeine. Uebrigens ist es ja nur eine Meinung, und für das Bessere bin ich immer zu haben. Sprecht euch aus, ihr Mannen!“

Gleich ergriff einer das Wort: „Die Sache ist heikel; aber so viel ich sehe, sind Fenster und Türe geschlossen und die Wände dürfen kein Maul bekommen. Ich an meinem Orte sehe den Vorteil.“

Ein anderer unterstützte ihn und fügte bei, es sei vielleicht jetzt die Gelegenheit gekommen, den Herrn Lehrer darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht Brauch sei, über die Verhandlungen öffentlich zu reden; sonst wäre bald das ganze Dorf verheßt. Man traue dem Herrn Lehrer in diesem Punkte das Beste zu.

Uebrigens sei das Trötteli nicht so beschaffen, daß man ihm einen Mann vorenthalten müsse. Das Mädchen gehöre nicht zu den Schlaunen, das müsse zugegeben werden; aber es gebe noch weniger helle Weiber im Dorf; die andern könnten's nur besser verbergen. Das Mädchen bedürfte freilich einiger Begleitung; aber dafür gerade habe ja der Herrgott dem Weiblichen das Männliche beigegeben. Das Dödeli sei gesund und stark und wenn man ihm häusliche Zufriedenheit gebe und verhüte, daß es hineintrete, wo ein Mädchen nicht hineintreten sollte, so tue man ein gutes Werk und brauche sich auch vor dem Herrgott kein Gewissen zu machen. Die Frage sei nur, wo der Mann zu finden sei.

„Ich habe mir das auch überlegt,“ hüstelte der Präsident; „wollt ihr, daß ich die Karten abläufe?“ Sie nickten. „Es ist der neue Schuhmacher, der Schuppli; ich habe die Sache schon mit ihm zu Faden geschlagen, im groben wenigstens; es wäre um eine Unterhandlung zu tun. Er sitzt drüben.“

Alle schwiegen. Schuppli flöhte ihnen wenig Vertrauen ein; sie wußten, daß er zwar sein Handwerk verstand, aber doch lieber auf den Wirtstisch als auf das Leder klopfte und es noch nirgends lange ausgehalten hatte. Daß er das Trötteli nur versilbert nehmen würde, setzten sie als selbstverständlich voraus.

„Woher ist er?“ fragte einer.

„Von Büttikon, das ist im andern Kanton drüben.“

Dieser Aufschluß wirkte beruhigend; die Gesichter entspannten sich etwas. Sogar über der Kantongrenze! Was wollte man mehr!

„Wollen wir mit ihm reden?“

Da alle zustimmten, rief der Präsident den Schuhmacher herein. Schuppli trat lech auf, stellte sich in seinem Zwischschurz breit vor die Armenpfleger und wischte rasch mit der Hand die Weintropfen aus dem Schnurrbart. Sein Gesicht war stark gerötet.

„Ihr wißt, was Land's,“ redete der Präsident ihn an.

„Sawohl,“ gab Schuppli mit heiserer Stimme zurück.

„Man sagt im Dorf, Ihr haltet dem Dödeli Schudel nach. Wär' Euch das Mädchen anständig? Ich meine als Frau?“

Der Schuster drehte die Antwort langsam aus seinem Schnurrbart heraus: „Man sagt im Handwerk, man müsse zum Fuß den Leisten finden. Soll heißen: Es kommt auf die Abmachung an.“

„Dödeli ist unsere Bürgerin, und wir wollen sie aussteuern, so gut wir es vermögen; aber die Gemeinde ist nicht reich, ihr könnt es wissen.“

„Was soll für den Hausrat ausgelegt werden?“ forschte Schuppli, der unterdessen die eine Schnurrbartspitze schon fast wie einen Schusterdraht zugespitzt hatte.

Der Präsident machte seine Stimme so mager als möglich: „Ich habe mit dem Schreiner Holzhab gesprochen; er würde für dreihundert Franken etwas Anständiges liefern, Tisch und Stühle, Bett, Kasten, Wiege und was man sonst noch etwa benötigt.“

„Und das Hochzeitskleid für sie?“

„Das soll dabei sein.“

„Das ist nicht ungrad, da will ich nichts dagegen sagen,“ meinte Schuppli; „ihr wendet an die Aussteuer dreihundert Fränkli und sorgt für das Hochzeitskleid für sie; aber . . .“

„Was aber?“

„Ich will nichts gegen das Döbeli gesagt haben; aber . . . hm, hm. Und dann hab ich mich erst jetzt auf eigene Beine gestellt, als der Nöggele, mein Meister: mit Tod abging, das ist euch bekannt; ich hab von der Witfrau das Handwerkszeug und das Leder übernommen, aber . . .“

Die Stimme des Präsidenten schwoll an: „Aber noch nicht bezahlt?“

„Das ist der Stem,“ erwiderte der Schuster kleinlaut.

„Das ist freilich ein Stem. Wieviel habt ihr ausgemacht?“

„Ich muß es sagen, ich hab mehr an den toten Meister als an meinen Vorteil gedacht; es sind fünfhundert Franken.“

Er übertrieb, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen; er dachte: „Man muß das Maß immer etwas zu groß nehmen, und bei Bauernschuhen erst recht.“

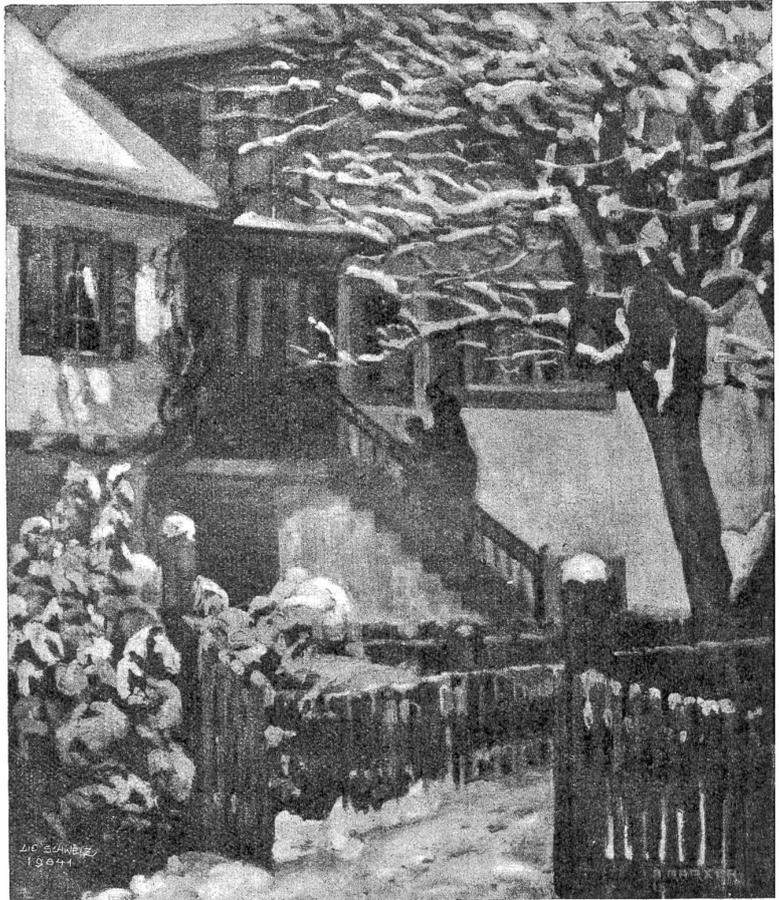
„Fünfhundert!“ wiederholte der Präsident ungläubig und gedehnt; sein Gesicht zog sich so in die Länge, daß das Kinn sich fast in die Tischplatte einbohrte. „Fünfhundert! Können wir vor der Gemeinde mehr als zweihundert verantworten? Was schätzt ihr, ihr Mannen?“

Die Mannen machten bedenkliche Gesichter und einige schüttelten den Kopf.

„Ich muß Draht haben,“ entgegnete Schuppli in fast klagendem Ton und rieb den Zeigefinger am Daumen. „Kang ich den neuen Zivilstand mit Schulden an, so wird er mir bald ein Zuvielstand sein.“ Er hatte das Wortspiel einmal auf der Wanderschaft aufgelesen und sich nun daran erinnert. Die Armenpfleger verzogen keine Miene dabei; beim Handeln hatten sie den Ernst sogar auf den Stodzähnen. Der Präsident kratzte sich mit einem Bleistift in den Bartstopfeln und tat mit betrübter, fadendünnere Stimme sein zweites Angebot: „Wir wollen auf zweihundertfünfzig gehen, oder was meint ihr, ihr Mannen?“

Sie stimmten zögernd und mißmutig zu.

„Ich muß Draht haben,“ klagte Schuppli wieder; „ihr kennt das Döbeli; man muß nach den Umständen handeln; ihr findet ja auch euern Vorteil.“



Alfred Marxer: Hauseingang im Winter.

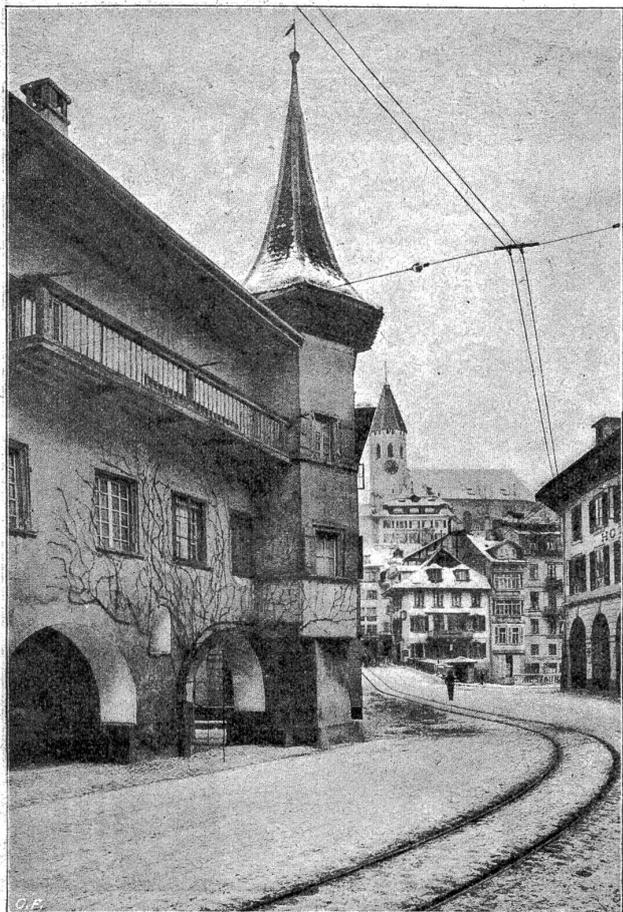
„Nun donnerte der Präsident los: „So seien's dreihundert, du Pechludi!“ Die Zustimmung der Amtsbrüder holte er diesmal nicht ein. Der Schuhmacher fuhr bei dem Zornausbruch zusammen; da er aber den Erfolg seines Feilschens sah, wiederholte er, diesmal mit festerem Tone: „Ich muß Draht haben.“

Der Präsident maß ihn mit seinen lauernden Augen und entgegnete, wieder ganz ruhig geworden: „Ihr könnt einen Augenblick in Abstand treten; wir müssen uns beraten; sind wir fertig, so rufen wir euch wieder herein. Die Susann soll euch noch einen Zweier vorsehen.“

Als Schuppli sich entfernt hatte, legte sich über die Gesichter der Armenpfleger ein großer Mißmut; der Handel schien ihnen eine unerfreuliche Wendung genommen, der Präsident sich zu nachgiebig gezeigt zu haben. Er erriet ihre Gedanken und bedeutete ihnen lächelnd: „Nur ruhig; wir lassen ihn ein wenig in der Beize liegen und sorgen unterdessen für Trankfame.“

Er rief selber die Wirtin herein; man bestellte die ersehnte zweite Hälfte des Liters und plauderte dann über die Viehseuche, die in einer entfernten Gemeinde ausgebrochen war.

Nach einer Viertelstunde durfte Schuppli wieder eintreten. Er stellte sich noch breiter in das Stübchen als zuvor; aber der Präsident holte seinen kältesten und trockensten Ton hervor, ließ ihn etwas in der geräumigen Nase herumstreichen und schnarchte ihn dann von der Seite gegen



Haus „Im Rosengarten“ an der Freienhofgasse, Thun (Nordostansicht).

den Schuhmacher aus, der gleich merkte, daß der Wind aus dem Schlechtwetterloch blies.

„Ich hab Euch dreihundert Franken angeboten, Schuhmacher; das hatte ich nicht recht überlegt; die Pfleger finden, es habe bei zweihundertfünfzig zu bleiben, die ich Euch im zweiten Ruck antrug. Wir haben den ganzen Handel nochmals überklagen und sind der Meinung geworden, Ihr benehmt Euch nicht so, daß man ein rechtschaffenes Zutrauen zu Euch fassen könnte. Es ist Euch mehr um das Geld als um die Person unserer Bürgerin Dödeli Schudel zu tun; das ist uns ein Anstoß; denn wir müssen auch an die Zukunft denken. Das Dödeli ist keine von den Geschicktesten, wir wollen Stroh nicht als Heu ausgeben; aber es ist ein gutes, treues Geschöpf, und es läte uns leid, wenn es in unrechte Hände käme. Wer es zu behandeln weiß, wird in ihm eine rechte Hausmutter heimholen und auch sonst seine Zufriedenheit erleben. Wir bieten Euch dreihundert Franken an Hausrat und zweihundertfünfzig auf die Hand und ein Hochzeitskleid für Dödeli; Ihr könnt nun zugreifen oder abschlagen. Für den Preis finden wir dem Dödeli an jedem Regentag ein Paar Hosen, wenn wir wollen.“

Schuppli biß sich in die Unterlippe und überlegte: „Es ist ihm diesmal ernst. Er wär' imstand, mir noch mehr abzuwaschen.“

„Sagt Euer Ja oder Euer Nein,“ drängte der Präsident.

„Wenn's nicht anders sein kann, so sei's um dreihundert,“ brummte Schuppli.

„Um zweihundertfünfzig! Habt Ihr nicht recht gehört?“

„Also meinetwegen, um zweihundertfünfzig. Und wann bekomm' ich das Geldchen?“

„Das Geld? Nach der Hochzeit, versteht sich.“

„Man könnte mir schon eine Abschlagszahlung . . .“

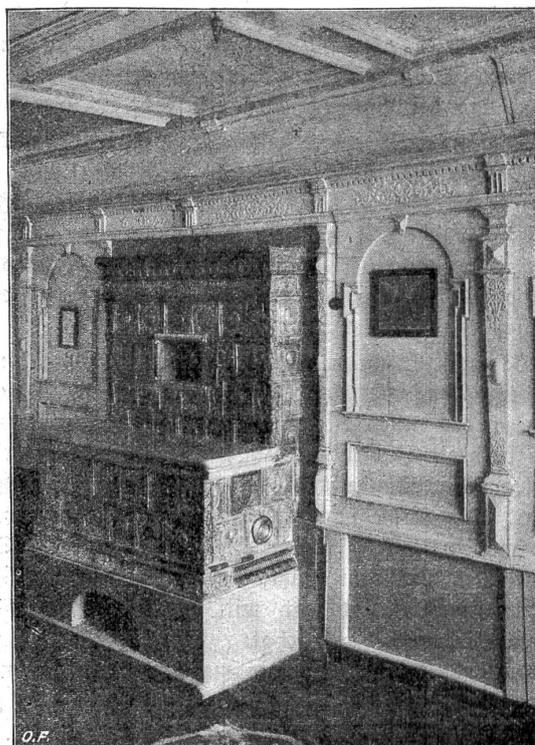
„Nichts da von Abschlagszahlung,“ knurrte der Präsident.

„Ich muß den Ledigen den Thaus ausrichten.“

(Schluß folgt.)

Das Mayhaus an der Freienhofgasse in Thun.

Da, wo die „Elektrische“, vom Bälliz heraufkommend, mit einem maridurchdringenden Getreische und einem trommelfellgerreißenden Getute den scharfen Kant in die Freienhofgasse nimmt, beginnt linker Hand eine auf albernischen Schwibbogen stehende kurze Häuserreihe. Sie endigt in einem stattlichen Eck- und Erkerhaus, das füglich das Wahrzeichen dieses Stadtteils genannt werden darf. Sommers und Winters sieht man Jünger und Jüngerinnen der Kunst mit ihren Staffeleien dem Haus „zum Rosengarten“ gegenüber postiert; zu Hunderten müssen die Aquarelle und Tusch- und Feder- und Bleistiftzeichnungen zählen, die jene Erkerbühle mit mehr oder weniger Erfolg festhalten sollen. Nicht zu reden von den unzähligen Fremden, die schon ihre beutelustigen Kodaks gegen den efeuumsponnenen Erkerturm gerichtet haben. Der steht aber auch gar herausfordernd pudig und wohlproportioniert am Wege, so daß das Heer der Kunstdilettanten aller Art nicht an



Zimmer im Haus „Im Rosengarten“: Renaissance-Gefäße und Kachelofen.